

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 259.

Dienstag, 5. November.

1929.

(17. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Anton Macenauer war Teilhaber der Firma Gedovius geworden. Täglich hatte er längere Unterredungen mit dem Chef, zu denen niemand zugezogen wurde. Im übrigen machte er sich im Geschäft unangenehm bemerkbar; er kontrollierte die Angestellten, und wie viele, die früher mal selbst dazu gehörten und dann plötzlich etwas geworden sind, fehrte er, wo er konnte, den Vorgesetzten heraus. Olga merkte das nicht, ihr tat der Mann fast leid, der sich seit Monaten derart um sie bemühte, und von dem sie nur angenehme und nette Eigenschaften kennen gelernt hatte, weil Macenauer sich zusammennahm, da er sein Ziel noch nicht erreicht hatte. Weil er sie ja begehrte, um ihren Vater demütigen zu können. Möglich, daß er sie liebte, auf seine Weise; er war sich selbst nie ganz klar darüber geworden. Herr Gedovius war mit dem neuen Kompagnon zufrieden.

„Ein tüchtiger Kerl“, sagte er zu seiner Tochter.

Und zu ihm:

„Wir wollen ihr noch etwas Zeit lassen; ich glaube, sie wird den anderen vergessen.“

Aber Anton erklärte, er habe Zeit und könne warten.

Obwohl sie niemand drängte, fühlte Olga doch, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem sie sich entscheiden müsse, und sie wußte keinen Grund, weshalb sie Herrn Macenauer als Gatten hätte ablehnen sollen, nachdem sie ihrem Vater damals das Versprechen gegeben hatte und Hans Frank ihr so deutlich zu verstehen gab, daß sie ihm völlig gleichgültig geworden war. Da brachte sie der alte Wachtler, ohne es zu wollen, auf einen ganz sonderbaren Gedanken. Sie suchte ihren Vater im Kontor, doch der war fortgegangen, und so traf sie nur den Proturisten an.

„Schlechte Zeiten, gnädiges Fräulein“, meinte der Alte und schob ihr einen Stuhl hin.

„Warum, lieber Wachtler?“

„Der neue Herr gefällt mir nicht.“

„Sie meinen Herrn Macenauer? Warum? Haben Sie etwas gegen ihn?“

„Ich kann natürlich nichts Positives gegen ihn anführen, er ist sicher fleißig und versteht vielleicht auch was vom Geschäft, aber er hat keine guten Augen. Doch Sie dürfen Ihrem Vater kein Wort von dem sagen, was ich hier äußere, sonst verliere ich meine Stelle, und in meinem Alter findet man so leicht keine neue mehr.“

„Auf mich können Sie sich verlassen.“

„Sie können mir glauben, er ist kein guter Mensch, seine Augen sind unstill, er kann einen nicht richtig ansehen, er kommt mir vor wie ein Schleicher, der krumme Wege geht und kein Mittel scheut, um zu seinem Ziel zu gelangen.“

Diese Worte gingen ihr nicht mehr aus dem Kopf. „Der krumme Wege geht und kein Mittel scheut.“ Hans sah nicht so aus, als ob er die krummen Wege liebte, und es sah ihm, wenn man es sich recht überlegte, gar nicht ähnlich, einen solchen Plan auszuheden, wie er ihn in der „Arcadia“ ausgeführt hatte. Konnte da nicht etwas anderes dahinter stehen? Konnte ein Mann, der ein gutes Herz hatte — und das hatte er —, so rasch alle Worte vergessen, die er ihr gesagt? Konnte er so

schnell sich einer anderen zuwenden, die so gar nicht aussah, als ob sie ihn lieben könnte?

Olga faßte einen Plan, der Sache auf die Spur zu kommen. Sie wollte ein wenig Detektiv spielen, wollte ihre ganze mädchenhafte Energie einsetzen, um diesen schweren letzten Weg zu gehen. Aber für ihre Liebe war ihr nichts zuviel, durfte sie da zaudern?

In New York gingen die Vorbereitungen für die Weltmeisterschaft in lebhaftem Tempo vor sich. Frank und Somerset konnten sich nicht über die ihnen zuteil gewordene Aufnahme beklagen; man hatte alles getan, um sie zufriedenzustellen. Sie schlugen ihr Trainingscamp in Bellamie auf, hielten aber alle Leute fern, weil sie ungestört arbeiten wollten. Doch sie hatten nicht mit der Gerissenheit der Amerikaner gerechnet. Unter den unglaublichsten Vorwänden wußten sie sich Zutritt zu verschaffen, und bald verfügten die großen Sportsblätter über ausführliche Berichte aus dem Trainingsquartier des Herausforderers, wie sie Sam besser nicht hätte liefern können. Phil Campford sorgte überdies dafür, daß täglich irgend etwas in den Zeitungen stand, damit das Interesse täglich neu geweckt wurde. Die Berichte waren im allgemeinen wohlwollend, und wenn auch überall die Meinung durchblitzte, daß Taylor eigentlich von dem Deutschen nichts zu fürchten habe, so war man sich doch klar darüber, daß Frank mehr könne, als man vermutet habe.

Campford hatte einen anständigen Vorschuh bewilligt, und so konnte Sam auch ein paar erstklassige und sehr teure Boxer engagieren, unter denen sich sogar zwei frühere amerikanische und ein ehemaliger Weltmeister befanden. Einmal kam auch Sabin zu Besuch, ebenso wie Sam die Erlaubnis erhielt, Taylor einmal zu „besehen“. Sabin, im Gefühl der Überlegenheit seines Mannes, war wohlwollend und gab gute Ratschläge, doch als das Training losging, da stutzte er doch ein wenig.

Die Art und Weise, wie Frank bei bester Lust und ohne stark zu schwitzen, je drei Runden mit vier erstklassigen Leuten im Ring abmachte, wie er mit hervorragender Technik alle Angriffe abschlug und zum Schluß jeder dritten Runde den Mann, der ihm mit Bandagen um den Kopf gegenüberstand, zusammenschlug und aus der Deckung nicht mehr herauskommen ließ, mußte einem so gerissenen Mann wie Sabin auffallen und zu denken geben.

„Der Deutsche kann viel“, sagte er zu Clattern, der täglich mit Hans das Sparring absolvierte.

„Ne“, lachte der, „er kann noch mehr!“

Campford erschien drei Wochen vor dem Kampf, er war durch die Vorarbeiten völlig erledigt und nur noch ein Nervenbündel. Als er sich die Sache eine Weile angesehen hatte, meinte er:

„Ihr müßt öffentliches Training abhalten.“

„Warum?“, fragte Sam, dem das gar nicht ange-nehm war.

„Erstens verlangt das die Kellame. Die Leute, die Frank hier hoxen sehen, erzählen Wunderdinge überall, und um so größer wird die Einnahme. Außerdem könnt Ihr eine Menge Geld verdienen. Warum wollt

ihre euch das entgehen lassen? Als Carpentier gegen Dempsey trainierte, machte er 14 Tage lang öffentliches Training, erhob pro Mann einen Dollar Eintritt und nahm 26 000 Dollar ein. Ist das Geld oder nicht?"

"Man kann sich das überlegen", sagte Sam.

Am nächsten Tag kamen bereits 400 Menschen, um den Deutschen, den die Zeitungen den „Preußischen Stier“ nannten, im Training zu beobachten.

„Sam“, sagte Hans eines Morgens, „ich habe so furchtbare Schmerzen in den Augen. Was kann das sein?“

„Am Gottes Willen, mach' uns keine Sachen zehn Tage vor dem Kampf. Wo hast du Schmerzen?“ „Eigentlich nicht in den Augen, sondern dahinter, im Schädel oder im Gehirn.“

Sie fuhren zum Arzt. Dr. Mellon war der berühmteste Spezialist für Boxerkrankheiten, die es ebenso gibt wie bei jedem anderen Beruf. Er untersuchte zwei Stunden, sorgsam und genau. Für ein derartiges Honorar, wie man es einem zukünftigen Weltmeister abnehmen konnte, mußte man schon was tun.

„Sie müssen das Boxen aufstecken“, sagte er dann.

Keiner der beiden sagte ein Wort. Die Botschaft war zu furchtbar. „Nicht mehr boxen“, hauchte Hans leise.

„Nicht mehr boxen?“, fragte Sam nicht viel lauter.

„Wie ich gesagt habe. Ich kann natürlich keinen Zeitpunkt bestimmen, aber wenn Sie noch ein halbes Jahr lang boxen, werden Sie erblinden. Sie wären ja schließlich nicht der erste, dem das passiert. Ich erinnere nur an Pancho Villa, Weltmeister im Fliegengewicht, an Harry Greb, Weltmeister im Mittelgewicht, an den französischen Meister Francis Charles, die alle an der gleichen Krankheit litten. Die drei ersteren sind gestorben, wie Sie wissen; Charles ist vollkommen erblindet, lebt aber noch. Wer weiß, wie lange. Sie haben vermutlich mehrfach heftige Schläge auf die Augenbrauen erhalten. . . . Beide nickten schweigend.

„. . . wodurch die Augen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Wenn Sie aufhören zu boxen, haben Sie nichts weiter zu befürchten, aber bei weiterer Ausübung Ihrer Tätigkeit muß ich jede Verantwortung ablehnen. . . . Noch eins: Falls Sie glauben, ich wollte Ihnen Angst machen, damit Sie nach Hause fahren und Taylor kampflos gewinnt, bitte ich Sie, sich noch von anderen Ärzten untersuchen zu lassen. Aber Sie können beruhigt sein. . . .“

Er kramte in seiner Schreibtisch-Schublade und holte einen Zettel heraus, den er Sam überreichte.

„Wie Sie sehen, habe ich 3 : 1 auf Hans Frank gewettet.“

Hans war der erste, der die Sprache wiederfand.

„Herr Doktor, wir danken Ihnen für Ihre lebenswürdige Offenheit, und ich kann wohl auch im Namen meines Managers sagen, daß wir Ihren Worten glauben. Nur müssen Sie einsehen, daß es uns auf der ganzen Welt als Feigheit ausgelegt wird, wenn wir jetzt, und sei es aus einem ganz triftigen Grunde, den Kampf absagen. Ich bin Herausforderer, und als solcher muß ich antreten, und wenn ich Fieber habe oder halb tot bin. Da gibt es kein Besinnen. Ich stehe hier auf eisernem Posten, ganz Deutschland schaut auf mich und erwartet, daß ich meine Pflicht tue. Ich kann sie nicht verlegen. . . .“

„Wer spricht davon, junger Freund?“ „Nein, er hat recht“, sagte nun Sam, der sich gefaßt hatte, „wir müssen kämpfen. Sagen Sie uns, Herr Doktor, besteht Gefahr, wenn er diesen einen Kampf noch durchsteht?“ Der zuckte die Achseln.

„Ich kann keine Garantie übernehmen. Ein einziger furchtbarer Schlag kann schlimmer wirken als vielleicht zehn leichtere Kämpfe.“

Auf der Straße traten Hans die Tränen in die Augen.

„Mein letzter Kampf, Sam. Ich kann es gar nicht fassen.“ „Du willst also antreten?“

„Hast du daran gezweifelt? Er sagte doch, wenn ich bald aufhöre, dann wird es mir nichts schaden, und ich höre eben nach diesem Kampf auf. Aber dafür werde ich schon sorgen, daß Taylor nicht zu nahe an mich heran- kommt.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Eisenbahnunglück.

Von Siegfried von Begeßak.

Endlich habe ich ein Eisenbahnunglück erlebt, ein richtiges Eisenbahnunglück.

Anhalter Bahnhof, ab 7.53, D-Zug nach München. Niemals denke ich an eine Gefahr, wenn ich einen Zug besteige. Als ich aber diesmal ziemlich in der Mitte, gleich hinter dem Speisewagen, meinen Platz einnahm, kam mir der beruhigende Gedanke: Gut, daß ich nicht ganz vorn oder ganz hinten sitze, die ersten und letzten Wagen sind immer die gefährlichsten.

Alles war, wie es immer auf Eisenbahnfahrten ist: man sitzt, blättert sorglos in einer Illustrierten, steht im Gang, starrt auf die vorüberziehenden Kartoffelfelder, Felderstreifen, Wiesenstücke, die sich wie auf einer großen rotierenden Scheibe drehen, denkt an allerlei, aber nicht an den Tod, der unsichtbar dicht hinter den Rädern herrscht. Ich denke an ein kleines, blondes Mädchen mit Schulranzen, das mich auf der Ferienheimfahrt in Regensburg erwartet.

In jedem Abteil hocken, wie in einem Käfig, die Passagiere. Keiner spricht mit keinem ein Wort. Jeder ist eine Welt für sich, durch seelische Abgründe, unübersteigbare Mauern vom Nachbar isoliert und getrennt.

Aber im Gang lehnt ein verliebtes Pärchen am Fenster, drückt sich innig die Hände: Reise in den Süden, Reise ins Glück. Etwas weiter steht eine junge Dame in Hellblau. Braunes, halblanges Haar haucht sich im Wind, Sonne liegt auf dem schmalen, blassen Gesicht, den geschlossenen, von langen Wimpern überschatteten Augen, dem vollen, lächelnden Mund.

Dann kommt der Ober vom Speisewagen und verteilt die Plätze zum Mittagessen. Wird das Schicksal anadia sein? Nein, das Schicksal im Speisewagen ist immer dumm und verständnislos. Mein Gegenüber ist ein blonder Jüngling mit leeren Froschaugen, sicher ein Reisender in Patent-schweißhohleneinlagen oder Dauermurks. Die Dame in Hellblau sitzt drüben in der Ecke, eingeklinkt neben einer überquellenden Matrone. Ich kann nur ihren Nacken, den dichten Haarschopf, und dann und wann, wenn sie sich zur Seite wendet, einen Schimmer ihrer weißen Manoe, den Schatten ihrer Wimpern sehen.

Der Wagen lehrt sich. Es wird schon abgeräumt. Ich schwänke hinaus, laviere durch den schlängelnden Gang bis zu meinem Abteil. Der Zug rast mit irr sinniger Geschwindigkeit. Und in diesem Augenblick geschieht es.

Was geschieht? Das ist schwer zu sagen. Zuerst gibt es einen Ruck, daß ich an die Wand fliege, und gleich darauf einen Stoß auf die andere Seite, der mich gegen die Tür schleudert. Es ist, als wäre der Wagen betrunken geworden, als hüpfte er bald auf den linken, bald auf den rechten Rädern. Eine Damenstimme kreischt. Irgendwo kracht ein Gebäckstück zu Boden. Fensterhebeln klirren. Dann plötzlich: ein Ruck, — und der Zug hält. Dieses plötzliche Halten des Zuges in rasender Fahrt wirkt wie ein Wunder, und ist auch das Wunder, das eine größere Katastrophe verhindert und vielen, — vielleicht auch mir, — in diesem Augenblick das Leben rettete.

Ich strecke den Kopf zum Fenster hinaus. Auf dem Bahndamm wimmelt es schon von Menschen. Alles rennt nach hinten. Unheimlich hängen die letzten Wagen schief zur Seite geneigt. Jemand ruft aufgeregt: „Ist ein Arzt im Zuge?“ Und wie eine Lawine pflanzt sich der Ruf fort, von Wagen zu Wagen: „Ist ein Arzt im Zuge? Ist ein Arzt im Zuge?“

Ich kletterte die Stufen hinunter, bin nun auch ein Teil der erregten, neugierigen Masse, die nach hinten drängt. Die vier letzten Wagen sind entgleist. Die Räder haben sich tief in den Schotter eingegraben, Bohlenplitter liegen umher, die Wagen hängen so schief, daß sie sich über das Nebengleis neigen.

Irgend jemand soll verletzt sein. Und der Koch im Speisewagen soll sich verbrüht haben: gerade als er den Kaffee kochte, wurde ihm das kiedende Wasser über die Hände gegossen. Sonst ist alles allmählich abgeklaut. Es bilden sich Gruppen. Einige lassen sich am Bahndamm gemächlich nieder, spielen Picnic. Kinder pflücken Blumen. Jemand hat schon einen photographischen Apparat gezückt, hockt hinter dem letzten überhängenden Wagen und macht interessante Aufnahmen für eine Illustrierte.

Ein junger Mann wiederholt unermüdlich, mit der Stimme eines geübten Fremdenführers: „Sehen Sie sich die Schienen an: dies ist das Allerinteressanteste!“

Und tatsächlich: die Schienen, diese langweiligen, ewig geraden, ewig korrekten eisernen Gleise sehen interessant genug aus: sie laufen, wie von Kinderhand mit dem Bleistift hingekritzelt, schief und krumm, im Zick-Zack über den Bahndamm.

Die vier letzten Wagen, — und selbst auch der Spießwagen, — werden abgehalt. Nun kann ich keinen Kaffee trinken. Und die Gänge sind vollgestopft mit Menschen. Aber alle, alle sind plötzlich eine große Familie geworden. Jeder teilt jedem seine besonderen Erlebnisse mit.

Man bietet einander Zigaretten an, reicht Feuer, Stullen und Würste werden ausgeframt und mit schmatzendem Begehagen verzehrt. Aber nach und nach schrumpft das Abenteuer, das große Erlebnis zu einer Zugverspätung zusammen: „Ja, wir haben Verspätung, zwei Stunden Verspätung!“

Zwei Stunden, — das ist ärgerlich. Und das ist sehr viel für ein kleines Schulmädchen, das allein auf einem großen Bahnhof wartet.

Das verliebte Pärchen steht wieder im Gang, eng aneinander geschmiegt, Hand in Hand: Reise in den Süden, Reise ins Glück.

Die Dame in Hellblau lehnt am Fenster mit geschlossenen Augen.

Keiner kennt keinen. Alles ist wieder fremd.

Ein unsichtbarer, unheimlicher Passagier hat uns einen Augenblick gestreift. Aber nur gestreift. Und nun hat er taktvoll den Zug wieder verlassen.

Und das kleine, blonde Mädchen mit dem Schulranzen auf dem Rücken wird nicht umsonst auf ihren Vater gewartet haben.

Arme kleine Nachtigall.

Von Heinz Scharf.

Der weiße Pfau des Grand-Hotels gab vor der Terrasse auf dem englischen Rasen ein Konzert zum Besten der Oberen Zehntausend.

„Piau-piau-piau!“ beendete er seinen nicht von jedermann gleich in allen Schönheiten verstandenen Gesang. Dann zwipste er etwas am Eukalyptusstrauch, denn er fühlte sich heißer wie ein Operettentenor in Gastspielrollen.

Die Besucher der Terrasse applaudierten.

Der stolze Sänger bedankte sich radschlagend und entschloß sich zu einer kurzen Zugabe, dann machte er einen Krastus und lehrte dem Publikum den Rücken, gleich einem Kammerjänger, dessen Programm und Stimme erschöpft sind.

Er promenierte ein wenig ins Grüne, um sich nach den Anstrengungen seines Auftritts nach der Gefügigkeit aller großen Künstler etwas allein zu ergehen.

Hier traf er auf eine Nachtigall.

„Ah“, sagte er, „sieh da, ein kleiner Zaungast! Sie haben wohl meinem Gesang gelauscht? Haben Sie den Applaus gehört? Die Leute gebärdeten sich heute wieder wie verrückt“, und er leuchtete und folgte mit blinzelnem Pfauenauge einem Pfauenauge, das totete an ihm vorübergaulete. „Denken Sie“, fuhr er dann fort, „gerade interviewte mich der Schriftsteller Entenschnabel vom „Journal“, dann will mich der Maler Chinchilla für die Pfauennummer der „Musikalischen Welt“ porträtieren, der bekannte nordische Bildhauer Pinguin modelliert jeden Tag zwei Stunden an mir herum, daß mich der Stein schmerzt, nachmittags finge ich im Radio, dann heißt es wieder den Photographen und Autogrammjüngern standhalten — man ist ein Sklave seiner Kunst von früh bis abends. Uff!“

„Sie führen ein interessantes Leben“, gestand die Nachtigall.

Der Pfau nidte müde und geschmeichelt. „Finden Sie? Na, na, beneiden Sie mich nicht zu sehr! Ich wollte, ich könnte als gewöhnlicher bürgerlicher Haushahn in den Tag hinein leben. Da hätte ich weniger Arbeit und mehr Vergnügen. Apropos“, sagte er dann gönnerhaft, „Sie befaßten sich ja auch mit Gesang, liebe Freundin. Weshalb halten Sie sich so bescheiden im Hintergrund? Sie singen nur nachts, wie ich gehört habe. Warum das? Möchten Sie

nicht einmal vor einem internationalen Publikum auftreten? Vielleicht könnten Sie einmal ein kleines Nachmittagskonzert für einen wohltätigen Zweck geben? Kommen Sie mit mir, ich stelle Sie gern der Hoteldirektion vor. Auf jeden Fall müssen Sie von sich reden machen. Wenn Sie immer in Ihrem dämlichen Nest da oben sitzen bleiben, trägt keine Reporterseele nach Ihnen. Ohne Kadav kein Pfau, ohne Kellame kein Name, ohne Pauke und Schall keine Nachtigall!“

„O, mir genügt die kleine Gemeinde, die mir andächtig zuhört“, erwiderte die Nachtigall. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt.“

„Piau“, sträubten sich dem Pfau die Federn. „Lassen Sie den guten Schiller.“

„Goethe“, glaubte die Nachtigall freundlich verbessern zu müssen.

„Oder den ollen Goethe. Die Klassiker haben sich nie aufs Geschäft verstanden. Können allein genügt nicht. Man muß sich auch richtig in Szene zu setzen wissen. Und da glaube ich zu erraten, wo Sie der Schuh drückt. Sie haben einfach nichts anzuziehen, meine Liebe, um auf dem Konzertpodium erscheinen zu können. In dem einfachen grauen Fähnchen, das Ihnen Mutter Natur zurecht geschneidert hat, können Sie vor das verwöhnte Publikum nicht hintreten. Dazu sind Sie außerdem noch zu klein und unansehnlich von Gestalt, um ein Sänger von Format zu werden. Immerhin, man muß ja nicht gleich Caruso in die Tasche stecken wollen. Auch die Pfirsich-Melba und diese kleine Dingsda aus Ihrer Verwandtschaft, die schwedische Nachtigall, sind trotz aller körperlichen Mängel recht gute Konzertnummern geworden.“

„Mir geht die Freiheit über alles“, wollte sich die Nachtigall empfehlen.

„Quatsch!“ rief der Pfau, „das kennt man. Sie haben Lampenfieber vor der großen Welt, wollen von Ihren Bohemegewohnheiten nicht abgehen, lieber leben Sie von heut' auf morgen und begeben sich alljährlich im Herbst um des bishigen Fressens willen auf die gefährvolle italienische Tour! Ich rate Ihnen, legen Sie Ihre alberne Schüchternheit ab und schaffen Sie money, wo Sie es aufzuden können. Sehen Sie mich an, ich kam auch ohne Matarristrak auf die Welt. Heute habe ich einen lebenslänglichen Kontrakt in der Tasche, bestimme ein eigenes Pfauenhaus, werde bedient wie ein Prinz und bin laut Pressestimmen der Lieblingsvogel der vornehmen Gesellschaft.“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie es auch weiterhin bleiben“, spreizte die Nachtigall die Flügel. „Aber die vornehme Welt ist nicht immer die kunstverständige Welt. Wie die Geschichte lehrt, beliebt es ihr zu Zeiten, sich weniger am Pfauengesang als an einem Diner aus Pfauenzungen zu delektieren.“ Nach diesen Worten flog sie mit einem Huch davon.

„Na, hören Sie mal“, rief ihr der Pfau noch nach, „ist das Ihr letztes Wort?“

Es war, als ob die Nachtigall noch etwas fallen ließe, aber der Pfau hatte keine Zeit mehr, sich darum zu kümmern, das beschwingte Rad der Zeit zwang ihn schon wieder, sein eigenes zum Entzünden seiner Verehrer zu schlagen.

Nachts erwachte der Vogel der Juno in seiner Pfauenvilla und hörte einen leisen Gesang. Er glaubte erst an eine Radioubertragung aus Königswusterhausen, aber es war die Nachtigall im Flieherbusch.

„Nein, wie sie schluchzt, wie sie schluchzt“, schüttelte er den Kopf und machte sich ernsthafte Vorwürfe, daß er ihr das wegen des Kleides und der unansehnlichen Gestalt so offen ins Gesicht gesagt hatte. Jetzt wird sie sich ganz vertrieben und sich gar nicht mehr aus Tageslicht wagen, dachte er bei sich. Schade um das schöne Material der dummen Göhre. Aber man soll jeden auf seinem Alt sitzen lassen, der sich nicht aus eigenem zu einem Gipfel aufzuschwingen vermag.

Und er nahm sich vor, in Zukunft mit Dilettanten überhaupt keine Kunstgespräche mehr zu führen.

Die Welt der Frau

Die Wohnung — eine Spiegelung des Bewohners.

(Die Wohnung und ihr Inhaber. — Die Ausgestaltung der Wohnung. — Behaglichkeit im Heim. — Die Wohnung als Heim und Ruhepunkt.)

„Sage mir, wie du wohnst, und ich werde dir sagen, wie du bist!“ könnte man ein bekanntes Sprichwort verändern und damit wohl in jedem Falle das Richtige getroffen haben.

Eine Wohnung ist, wie sie ist, eine Spiegelung des Inhabers, seiner Schwächen und seiner Liebhabereien, seines Wohlbehagens und seines Geschmades — sie ist in allem eine Charakteristik des Bewohners. Nicht jeder Mensch hat den Vorzug, eine eigene Wohnung zu besitzen. Bei der jetzt herrschenden Wohnungsnot sind viele junge Ehepaare, viele berufstätige Menschen froh, überhaupt in möblierten Zimmern unterzukommen. Auch dann ist es leicht, von den in diesem Fall fremden Möbeln auf den Bewohner zu schließen. Um eine Wohnung — und selbst wenn es nur

eine vorübergehende Wohnstätte ist — behaßlich zu machen, bedarf es keiner großen Kosten. Nur ein wenig Schönheits-sinn, etwas Geschicklichkeit und Geschmacl im Vermeiden von Auffälligkeiten und Stöckigkeiten. Einige kleine Kunstwerke, mit Liebe ausgearbeitet, ersetzen prunkvolle Ackerlichkeiten. Ein Mensch soll sich mit Sachen umgeben, die zu seinem Wesen, zu seiner Natur passen. Und vor allen Dingen vermeiden, sich in eine Umgebung zu setzen, die ihm zuwider ist. Ein einfacher Mensch soll einfach bleiben. Ist man nun wirklich in die Lage gekommen, sich eine eigene Wohnung zu kaufen oder durch irgend einen Glückszufall zu erlangen, dann gehe man nicht ohne Überlegung hin und laufe sich so viel Einrichtungsgegenstände, daß die ganze Wohnung nur eben eingerichtet ist. Man soll eine Wohnung zum Wohnen und nicht zum Zurschaufstellen haben. Das halte man sich immer vor Augen. Das Geld, das man anwenden kann, lege man vorsichtig und genau abwägend an. Die Möbel sollen nicht nur jetzt benutzt werden. Sie sollen noch nach Jahren und vielleicht Jahrzehnten schön sein. Überflüssigkeiten in der augenblicklichen Modelaune, der ja auch Möbel unterworfen sind, lehne man von vornherein ab und denke daran, wie sehr unsere Eltern an ihren Möbeln hängen. Genau so wird es mit uns einmal sein. Auch wir sind dann mit den Möbeln auf geheimnisvolle Weise verbunden. Das ist kein Festhalten am Alten; es ist nur das Bewußtsein, daß in diesen Möbeln sich das Leben abgespielt hat, daß Böses und Gutes, Trauriges und Heiteres hier geschehen ist. Das Schlafzimmer soll luftig, hygienisch, bequem und hell sein. Lichte Gardinen an großen Fenstern machen den Menschen schon am Morgen frisch und alle Müdigkeit, die vielleicht noch in den Gliedern steckt, ist wie weggeblasen. Die Umgebung wirkt stets in angenehmer oder unangenehmer Weise, wie sie gerade sich darbietet, auf das Wohlbefinden des Menschen ein. Der Küche schenke man nicht geringe Aufmerksamkeit. In ihr hält die Hausfrau sich eine lange Zeit am Tage auf und von ihrer praktischen An- und Einordnung wird es vielleicht abhängen, ob der Vater oder der Klops gelinkt. In der Küche ist die Hausfrau praktische Einteilung und vor allen Dingen Selbstigkeit in den Möbeln. An dritter Stelle denke man an ein bequemes und vor allen Dingen behaßliches und gemütliches Wohnzimmer. Es soll nicht eine Anhäufung von altem Tand und lächerlichen Rippes sein. Über diese Anschauungen sind wir nun gottseidank hinaus. Aber hier kann die geschickte Hausfrau ihre Künste spielen lassen. Sie wird dafür sorgen, daß sie hier ein Ecken hat, das ihr allein gehört, in das sie sich kuscheln kann, wenn sie ihre Arbeit getan hat und ausruhen will, wo sie ein gutes Buch lesen oder ein kleines Schälchen machen kann. Wo sie sich zurückziehen kann, wenn sie ärgerlich ist. Alles in allem, ein kleines gemütliches Winkelchen, wo sie Sorgen vergißt, wo das Behagen herrscht. Ein mildes gedämpftes Licht wird hier am Platze sein. Etwas dunklere Gardinen, die am Tage zurückgezogen werden und Sonne und Licht Einlaß gewähren. Der Fuß kann hier sich in einen Teppich schmiegen. Hier können keine Handarbeiten das Auge erfreuen und einige bunte Kissen zum Ruhen einladen. Da das Wohnzimmer meist jetzt gleichzeitig als Esszimmer benutzt wird, ist es schon aus diesem Grunde angebracht, einen kleinen Ruhewinkel einzurichten, in dem man den Kaffee servieren kann, wo man lesend eine Schachtel Pralinen verspeißt oder eine Zigarette raucht. Ein Stuhl ist zum Wohnen. Nichts ist ungemütlicher und macht ein Haus kalt, wenn überall stets die Augen der Hausfrau herumgehen, ob ein blöcher Staub zu sehen ist, ob der Besucher sich auch ganz genau die Füße abgetreten hat und wo vielleicht sofort ein Kissen aufgeklopft wird, wenn es nicht mehr benutzt wird. Etwas geniale Unordnung, die natürlich nicht zu einer dauernden werden darf, gehört dazu, dem Besuch und dem Inhaber der Wohnung verstehen zu geben, daß hier das Behagen und nicht die lächerliche Sauberkeit eines Hausdrachens herrscht.

M. St.

Vom rechten Wirtschaften.

Das Geheimnis der tüchtigen Hausfrau.

Wirtschaften können ist nicht immer und nicht ausschließlich gleichbedeutend mit Sparen — das mögen sich die Fanatikerinnen in dieser Hinsicht gesagt sein lassen! Es gibt Hausfrauen, die das A und das O ihrer Wirtschaftsführung im Sparen, d. h. in der Knappheit der verwendeten Mittel sehen und nicht anerkennen wollen, daß Sparen unter Umständen sogar Verschwendung sein kann. Diese Spargenies gehen z. B. Stundenweit zu Fuß, um bei ihren Einkäufen an irgend einer „billigen Quelle“ einige Pfennige sparen zu können, sie schleppen diese Einkäufe leuchtend heim und denken

nicht daran, daß bei Licht betrachtet ihre Methode die kostspieligere ist. Denn was sie zu sparen vermeinen, geben sie in Wahrheit doppelt und dreifach aus: An Kosten für die Schuhbesohlung anstatt des „geparten“ Fahrgeldes, an Zeit, die auch für die Hausfrau heutzutage Geld ist, an Körper- und an Nervenkraft! Diese falschen Fanatikerinnen der Sparbarkeit sind es auch, die sich z. B. so oft nicht entschließen können, ein Gericht genau nach Vorschrift zu bereiten, weil ihnen die angegebenen Mengen von Butter, Eiern, Zucker oder sonstigen Zutaten zu kostspielig erscheinen. Es wird hier und da geknappst, und die Folge davon ist entweder ein völliges Mißlingen der Speise oder eine Einbuße an Schmachthaftigkeit. Im ersten Falle müssen oft die Ersparnisse herzustellen, im zweiten veranlassen vielleicht die Proteste der Familie die Hausfrau, noch eine Ergänzung der Mahlzeit durch Fleischbeilage, Nachschick oder dergleichen zu bewilligen. Und in reuiger Selbsterkenntnis sagt sie sich vielleicht: „Was habe ich bei alledem gewonnen? Es wäre richtiger gewesen, ich hätte der Zubereitungsvorschrift Genüge getan, ein erfreuliches Resultat erzielt und zum finanziellen Ausgleich am nächsten Tage ein billigeres Gericht auf den Küchentisch gesetzt!“

Ähnliche Fälle falschen Sparens sind es z. B., wenn die Hausfrau, um kein Licht zu verbrauchen, im Halbdunkel oder Zwiellicht noch Näherei oder Schreibeerei zu erledigen versucht, wobei entweder die Arbeit mißlingt oder ihre Augen Schaden nehmen. Wenn sie bei der großen Wäsche einem Paket Seifenpulver die Reinigungsaufgabe zumutet, die von rechts wegen zweien oder dreien zukommt und das Wanto durch das die Wäschefaser zerstörende und Kräfte verbrauchende Reiben auszugleichen trachtet. Wenn sie, um Feuerung zu sparen, die Wäsche nur kalt spült, anstatt zwecks gründlicher Auslaugung mindestens einmal heiß — wenn sie, um Wäsche zu sparen, die Betten zweimonatlich frisch überzieht, anstatt vierwöchentlich oder noch besser vierzehntägig. . . Wenn sie die Schuhtrennbürste sich bis auf den letzten Rest abnutzen läßt, anstatt rechtzeitig für Ersatz zu sorgen, der ein dünneres Auftragen des Puttmittels ermöglicht usw. Mit Absicht sind hier eine Anzahl solcher Kleinigkeiten des Alltags angeführt, um die Behauptung zu erhärten, daß Wirtschaften können nicht ausschließlich gleichbedeutend mit Sparen ist und daß Sparen können noch lange nicht richtig wirtschaften heißt. Aus Kleinigkeiten besteht das Leben gerade der Hausfrau, aber gerade diese Kleinigkeiten sind oft entscheidend.

Wirtschaften — das ist die Kunst, das Möchte und das Kann zu vereinigen, und die Grundlagen dieser Kunst sind Einteilung und Überlegung! Es gibt Frauen, die tatsächlich Meisterinnen in dieser Kunst sind, und es sind diese Wirtschaftskünstlerinnen, die sich und den Ihren so manchen kleinen Luxus gestatten können, der das Leben so viel angenehmer und behaßlicher macht, obgleich sie vielleicht ebenso scharf rechnen und moralischerweise noch energischer sparen müssen als die anderen die Freudlosigkeit und Dürftigkeit zu ihrem Motto machen, ohne doch das gewünschte Ziel zu erreichen.

Überlegung und Einteilung — dies ist's, was noch so mancher sonst so tüchtigen Hausfrau fehlt! Wenn ich mir beispielsweise für vierzehn Tage oder noch besser für einen Monat einen Küchentisch festlege, dessen genau berechnete Kosten mit einem kleinen Spielraum dem entsprechen, was ich für die Mahlzeiten der Familie ausgeben darf, so spare ich nicht nur vieles Kopfschmerzen, sondern ich gewinne auch innerhalb dieser Grenzen die Möglichkeit zu den angenehmen Variationen. Bedingung ist nur, daß ich an dem „Gerippe“ festhalte und daß etwaige Verschiebungen nicht gleichbedeutend mit Staatsüberschreitungen sind. Zur Überlegung gehört auch das Rechenschaftgeben, und da ist unser bester Berater das Wirtschaftsbuch. Es hilft uns, treu und gewissenhaft geführt, die richtige Einteilung zu beobachten, so daß wir nicht z. B. am Anfang des Monats lustig darauf loswirtschaften und am Ende Schmalhans Küchenmeister sein lassen müssen. Und endlich ist die Grundlage der Kunst des richtigen Wirtschaftens noch die Zeiteinteilung. Die Hausfrau, die sich gewöhnt hat, „nach der Uhr“ zu arbeiten, vermag ohne Hast und Überanstrengung mehr zu beschaffen, als die sich den ganzen Tag in Kleinigkeiten Erschöpfende und Verzettende, die trotz aller Hilfe von Stundenfrau, Hausangestellter oder Familienmitgliedern usw. nicht aus ihrem Chaos herauskommt und in ihrem immer erneuten Kampfe gegen ihre eigene Planlosigkeit ihre Spannkraft einbüßt und das Behagen der Familie zerstört! Auch das Zeithaben ist eine Frage des rechten Wirtschaftens!